

# UTA-MARIA HEIM DRECKSKIND



 **KRIMI IM  
GMEINER-VERLAG**

Uta-Maria Heim  
**DRECKSKIND**



Uta-Maria Heim

# DRECKSKIND

Kriminalroman



*Bibliografische Information  
der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2006 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 0 75 75/2095-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
2. Auflage 2006

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos  
aus dem Privatbesitz der Autorin.  
Gesetzt aus der 9,5/13 Punkt GV Garamond  
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda  
Printed in Germany  
ISBN 13: 978-3-89977-661-4  
ISBN 10: 3-89977-661-5

Man hört nie auf, diejenigen zu lieben, die man einmal geliebt hat. [...] Und das macht aus unserem Leben keine Abfolge von Fehlschlägen, sondern eine wacklige Konstruktion, die ganz der Liebe geweiht ist.

*Pierre Mérot, Säugetiere*

Wie dem auch sei, wenn wir über die Vergangenheit reden, lügen wir mit jedem Atemzug.

*Colum McCann, Der Tänzer*



# 1

Und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht ...  
*Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben* von nun an. Ja, der Geist spricht, dass *sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.*

*Die Offenbarung des Johannes 14, 11 u. 13*

*(1. Bibelspruch an der Stuttgarter Grabkapelle.)*

In euren Augen bin ich doch nur ein Stück Dreck, aber ihr werdet noch an mich denken. Ich war mein Lebtag lang ein anständiger Mensch. Normalerweise gehe ich einem geordneten Tagwerk nach, das mit der Dämmerung anfängt und mit der Dämmerung aufhört. Man muss im Hellen leben, auch Mitte Oktober. Aber morgens kommen jetzt neuerdings Nebelfelder, und abends gibt es ein ganz wirres Licht. Demnächst wird die Uhr umgestellt, und alles ist zerfahren. Die Tage werden kürzer, immer kürzer, bis die Geister der Toten kommen. Halloween! Früher hieß es bei uns Allerheiligen, aber ich hab nicht vor, euch von früher zu erzählen. Was ich eigentlich sagen will, ist, dass das Leben weitergeht. Das Leben geht weiter, und wenn sich der Frühnebel verzieht, zirpen immer noch die Grillen. Bis weit in den Oktober hinein zirpen die Grillen, und Mitte Oktober meint man, man hätte die Letzte gehört, aber Pfeifendeckel, es war nicht



die Letzte, es gibt immer noch eine, die nach ihr kommt und ihr Maul aufreißt und mit dem Hintern wackelt oder was auch immer, womit sie diesen Heidenlärm macht. Wir leben im Jahr der Grille. Wisst ihr das überhaupt?

Bald wird es zu regnen anfangen, und wenn es damit aufhört, wird es Weihnachten, und die Felder blühen hellgelb. Hellgelb, die Felder, direkt vor Weihnachten! Winterraps. So was hat es früher nicht gegeben, und die Rossbollen blühen und die Gänseblümchen, und das alles mitten im Advent. Ihr glaubt, ich bin verrückt, aber ihr könnt gern herkommen und euch überzeugen. Bei uns ist einiges durcheinander. An Weihnachten hat es zwanzig Grad, an den Bäumen hängen noch ein paar grüne Blätter und die letzten Äpfel fallen von den fast kahlen Ästen, dann kommt der Temperatursturz, wieder zwanzig Grad, aber diesmal minus, und an Dreikönig können die johrenden Kinder mit dem Schlitten die gefrorenen Wiesen runterrutschen, bis es bollert unter den Kufen von den steinigen Äpfeln, über die sie nur so drüberbolzen. Alles liegt hart unter Eis. Dann müsstet ihr mal die Ackerschollen sehen, wie die gepflügt sind: Fein oder grob. Fein oder grob, alles, was auf dem Feld geblieben ist, wird so oder so unterpflügt, der gesamte Häcksel. In diesen Schollen liegt alles drin, was das vorige Jahr gebracht hat, an ihnen kann man sehen, ob es ein gutes Jahr war oder ein schweres Jahr, und wie die Ernte ausfiel. Alles liegt offen zutage, als gäbe es kein Geheimnis; dann wird neu eingestreut, und hinterher kommt der Moment, wo diese Pracht gefroren ist, steif, und das ist so ein Innehalten, als wär's ein Augenblick Ewigkeit. Dann kommt das Schneetreiben und nach dem Schneetreiben Tauwetter. Zuletzt schießt der Acker mit der Sonne ins Kraut,

es ist Jahr für Jahr das Gleiche, auch wenn es extremer wird, es wird alles immer extremer, und mit dem Wetter stimmt es schon lange nicht mehr. Das bringt mich noch vollends draus, dieses rabiate Klima, denn ich will, dass alles seine Ordnung hat.

Ob ich das Frühjahr noch erlebe und den nächsten heißen Sommer, das liegt in Gottes Hand. Ach, aber jetzt kommen erst mal die Besenwirtschaften, die Laternenumzüge, die Treibjagden und die Herbststürme, Äste krachen herunter, Kinder lassen Drachen steigen und verunglücken beim Pilzesuchen im Wald. Es ist jedes Jahr dasselbe, man kann sagen, was man will. Was hab ich mir schon das Maul verrissen über die Kinder, die über die Apfelwiesen am Schützenhaus vorbei zum Wald hinauflaufen, im schlimmsten Sturm, und sei's an Mariä Opferung, wo es von alters her heißt: Wenn heuer noch blühet ein Blümelein, dann soll's die Seel eines Kindes sein. Wir haben die Theres, unsere Älteste, an einer Opferung verloren, sie wurde am 21. November 1932 mitten auf einer Streuobstwiese vom Ast eines morschen Apfelbaums erschlagen. Sie war damals schon längst aus dem Haus und hatte eigene Kinder, ihr Tod ging in der Heimat irgendwie unter, wir waren ein Trauerhaushalt und hatten genug eigenes Leid zu verkraften. Trotzdem hab ich mir das Datum gemerkt.

Die Landschaft wird nackt und gibt alles preis, es herrscht ein fahles Licht, in das alles Leben eintaucht und alles wird verschluckt. Und das ist die Mildtätigkeit der Natur, die das Leben beizeiten ausdünn, aber ringsum werden Feste gefeiert, selbst im November regieren die Gottlosen mit Pauken und Trompeten, man wird sehen, was man davon hat.

Man muss mit den Jahreszeiten leben, wenn man wie

ich auf dem Land wohnt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Das ist wichtiger als diese Kriege, von denen sie einem in der Zeitung vorsummen. Das heißt, früher gab es ja richtige Kriege. Die brachten nichts als Elend und vergifteten eine ganze Generation. Mein Bruder Edmund ist im Hitlerkrieg gefallen. Er war siebenundvierzig Jahre lang vermisst. Dann bekam ich ein Schreiben von einem Amt in Russland (ich weiß nicht, wo in Russland), das an unseren längst verstorbenen Vater adressiert war, und darin stand: »WIR HABE IHRE BRUDER GEFINDEN UND FIR IH GEBETEN.« Der Rest war auf Russisch, ich habe den Brief noch, aber ich geh damit nicht zur Nachbarin, das macht mir den Edmund auch nicht mehr lebendig. Sie haben mir seine Marke geschickt, seine Konfirmationsuhr und eine Kennkarte, die vollends zerfressen war. Ein magerer Fetzen Stoff.

Ich habe zwei Brüder gehabt, den Edmund und den Emil. Edmund war Jahrgang zwanzig, Emil sechsundzwanzig. Über beide habe ich ein Lebtage lang nicht gesprochen. Was soll man auch sagen dazu: Sie waren ja beide nicht mehr da. Worüber hätte ich denn da sprechen und wen hätte ich damit belasten sollen? Gut. Wenn der Edmund tot gewesen wäre, richtig tot, wenn gemeldet worden wäre, er sei gefallen, dann hätte man anders damit umgehen können. Dann hätte man sein Konterfei aufhängen können, Edmund in Uniform, im Goldrahmen mit einem Lorbeerblatt an der Seite, wie es die anderen bis heute tun, bis zum heutigen Tag hängt die Wehrmacht in der Stube überm Lichtschalter, aber so hab ich es abgehängt. Ich dachte, wenn der Edmund plötzlich heimkommt, und er sieht das Konterfei, dann dreht er sich auf der Schwelle um und verschwindet für immer. Ich für

meinen Teil hab mir sowieso gedacht, der Edmund ist bei den Kommunisten, weil ich hab mir gemerkt, was der für Ansichten hatte. Auch deshalb hab ich das Konterfei verschwinden lassen, weil ich mir sagte, so ein starker Kerl wie der Edmund, der fällt nicht, der pflügt jetzt bei den Russen die Äcker um, der gräbt und schuftet für den roten Ivan, und uns lässt er hocken. Denn schaffen konnte der Edmund, der konnte sich schinden schon als Kind, er hatte Bärenkräfte, damit drosch er gehörig drein, und er wurde nie närrisch oder grätig dabei.

An den Edmund kann ich mich gut entsinnen. Er war kräftig, aber er war immer ein Lump. So ein richtiger Sunnyboy, er konnte sich gut verdrücken und schlug sich überall durch. Er war von jeher ein hübscher Bub, und wie munter der gelacht hat, Grübchen hat er gehabt, drei Stück, eins auf jeder Backe und noch eins unten am Kinn. Und Sommersprossen, Millionen von leuchtenden Sommersprossen, wie ein Sternenhimmel, die Arme und das ganze Gesicht voll. Auch seine Haare weiß ich noch, weizenblond, dünn, mit einem störrischen Wirbel vorn an der Stirn. Der Edmund hatte so gar nichts von der Berta, seiner Zwillingsschwester, die bei der Geburt zu wenig Luft bekommen hatte und geistig zurückgeblieben war. Der Edmund war vif im Kopf. Schon als Kind war er ein Frechdachs, der eine Menge Blödsinn anstellte. Ich hab ihn schnell durchschaut, ich wusste Bescheid, ich war schließlich gut zwei Jahre älter als er. Aber über Tote soll man nicht schlecht reden. Und mein Schweigen all die Jahre, wo ich ihn noch am Leben währte, hat ihm auch nicht geschadet. Sowieso ist mein Motto: Man darf denken und machen, was man will, vorausgesetzt, der Allmächtige sieht es, solange man sich darüber nicht sein

Maul verreit. Hat man ein Unrecht begangen, ist man durch die Macht des Himmels genug gestraft, und man wird seine Schuld ehemals ein Lebtage lang mit sich herumschleppen. Das ist Strafe genug. Da haben die Leute hienieder nichts mitzuschwtzen. Jedem sein Sach, sag ich. Bloß: In dem Moment, wo ich mein Maul nicht halten kann, wird aus jedem harmlosen Dings ein Verbrechen. In meinen Augen ist das aber auch ein Verrat, das Ausposaunen von Dingern, die keinen was angehn, und es geschieht einem womöglich nur recht, wenn die andern kommen und sich einmischen und einen ums Verrecken abstrafen dafür.

Mit dem Edmund bin ich oft runter an die Elchenbachtalbahnhof. Wir haben den Arbeitern zugesehen, wenn sie die Schienen gelegt haben. Mein Onkel Karl war dabei. Und mein Cousin Walter. Beide sind später im Krieg gefallen. In Afrika. Man muss sich das vorstellen, die sind bis Afrika gekommen und dann gefallen! Aber erst mal haben sie die Schienen gelegt, und Edmund und ich standen daneben und guckten zu. Wir waren beide schon groß, wir gingen in die oberen Klassen der Volksschule, damals ist man ja nach sieben Jahren aus der Schule gekommen, das war nicht so wie heute. Ich hatte nur drei Kleider: Eins für den Sonntag, eins für die Schule und eins für den Stall. Das für den Stall hatte ich fast immer an. Es war überall geflickt und stank. Außerdem war es zu klein, es spannte, und unten schauten die Zipfel vom Unterrock heraus. Schuhe trug ich nur im Winter, oder wenn es zur Kirche ging. Aber Haare hatte ich! Eine Pracht! Dunkel und voll waren sie, schwere Locken, auf die ich mich draufsetzen konnte beim Kämmen. Ich machte mir meistens zwei Zöpfe, die ich dann mit Haarnadeln zu Schnecken

hochsteckte. Aber dann bekam ich Läuse, und unsere Mutter selig schnitt mir mit der Schere einen Bubikopf. Ich war das erste Mensch im Dorf mit einem Bubikopf. Das war flott. Darauf konnte ich stolz sein.

Sie mussten schwer lupfen, der Walter und der Karle. Das hab ich noch genau im Kopf, das Bild, wie sie lupfen mussten. Zusammen lupften sie die Schienen und legten sie an den richtigen Ort. Und der Edmund und ich standen mit offenen Mündern daneben, bis sie uns verscheucht haben. »Loss emol, Martha, ihr send doch koine kloine Kender meh«, rief der Onkel, »ganget hoim on helfet oirer Mueter beim Schaffe.« Aber wir waren freilich doch noch Kinder und wunderfitzig, auch wenn wir von morgens bis abends schaffen mussten. Außer dem Schaffen haben wir gar nichts gekannt, und trotzdem kannten wir den Wunderfitz. Ist das nicht komisch?

Es ist nicht wahr, dass die Nazis die Elchenbachtalbahn gebaut haben, wie heuer immer behauptet wird. Die Bahnstrecke wurde in den späten zwanziger Jahren angefangen und 1932 fertig gestellt. Das hat man vergessen, aber ich weiß es noch. Ich kam schon ins Haushaltungsjahr, als die Bahn eingeweiht wurde, und dann fuhr sie so viele Jahre nicht mehr. Nach dem Krieg hat man die Strecke eingestellt oder später, in den Sechzigerjahren. Der Zugverkehr lohnte sich nicht mehr, weil alle plötzlich ein Auto hatten. Es war eine Schande, aber inzwischen hat man sich's ja wieder anders überlegt.

Bei der Einweihung der Elchenbachtalbahn waren wir dabei. Die ganze Familie. Es war an einem Samstag. Es muss im Frühherbst gewesen sein, denn in der Luft hing so ein räser Mostgeruch, und unter den Fingernägeln klebte der Dreck von den fauligen Äpfeln. Die ganze

Familie kam vom Äpfellesen und war auf dem Weg in die Mosterei. Wir hatten unsern Ochsen vor den Leiterwagen gespannt, den alten Willi. Wir Kinder nannten ihn Kaiser Wilhelm, das war ein Witz, doch das durften wir nicht sagen, sonst setzte es einen Hieb von unserem Vater selig. Der Willi war ein gutmütiger und gesetzter Ochse, er erschreckte sonst nie und tat keinem was, aber wie er den Zug kommen sah, die schwarze Lokomotive, dieses schnaubende, gewaltige Ungeheuer, da scherte er aus und machte einen Satz rückwärts, der Leiterwagen kippte um, und die ganzen Lumpensäcke plumpsten auf den Boden. Das halbe Obst wurgelte neben den Schienen herum! Das war eine Gaudi! Wie haben wir gelacht, und als der Zug unter Jubel durch war, haben wir die Bescherung halt wieder aufgelesen! Es ist nicht wahr, dass man fürdermals nicht gelacht hat, man hat bloß halt eben anders gelacht als heute. Über andere Sachen. Man hatte einen anderen Humor, aber ich kann nicht sagen, dass er schlechter war.

Das Einweihungsfest der Reichsbahn lag ungefähr in der Zeit von meiner Konfirmation, ein halbes Jahr früher, ein halbes Jahr später, was tut das noch. Ich weiß bis heute nicht, was besser war. Beides Mal gab es eine feierliche Versammlung, die anfang mit dem Zusammenläuten, und der Pfarrer läutete im Kirchturm sämtliche Glocken, was er nur an den allergrößten Festtagen tat. Beides Mal spielte die Blaskapelle, in der viele Kerle aus der Verwandtschaft waren. Auch der Karle, der Walter und der Edmund. Sie spielten Tuba, Horn und Trompete. Ich hätte auch gern mitgetan, ich hätte gern die Klarinette gespielt, aber das durften die Menscher damals nicht.

Es sah schön aus, wie der »Frohsinn« in seiner far-